Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 1

Artikel: Das Hohelied der Einsamkeit

Autor: Schoenhoff, Gert.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663119

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Hohelied der Einsamkeit.

Von Gert. Schoenhoff.

Unsere Zeit der Schnelligkeitsreforde, die die Menschen räumlich einander immer näherbringt, macht es dem einzelnen immer weniger möglich, zu sich selbst finden. Jeder Mensch steht heute mehr denn je in der Öffentlichkeit. Er kann nicht mehr wie früher ein stilles, beschauliches Eigensleben führen; er muß in der Gemeinschaft mit andern arbeiten, denken, fühlen und genießen.

Nie waren die Menschen so nervöß, so zersstreut, so oberflächlich und so abgehetzt wie heute. Nie aber waren sie sonderbarerweise auch so zersstreuungsbedürftig wie in der Gegenwart. Es ist förmlich, als wollten sie den Teusel mit Beelzebub außtreiben. Sie jagen blind "Erslebnissen" nach und wissen nicht, daß nur eines nottut, um daß Leben wahrhaft zu erleben: Einsamkeit.

Ein weiser Mann hat einmal gesagt, daß der Wert eines Menschen sich nach dem Grad seines Einsamkeitsbedürfnisses bestimmen lasse. Er hat recht, wie wir bei näherer Betrachtung des Begriffes Einsamkeit gleich sehen werden.

Einsamkeit ist nämlich nicht nur ein Zustand, in den man freiwillig oder unfreiwillig versett wird, sondern mehr noch ein Gefühl, eine Beranlagung, die man als Geschent von der Natur mitbekommt. Es gibt von Natur aus einsame Menschen, so wie es von Natur aus gesellige Menschen gibt. Einsam veranlagte Menschen sind immer und überall einsam, am meisten in Gesellschaft, am wenigsten — so pasador diese Behauptung auch klingen mag — wenn sie mit sich allein, daß heißt also, wenn sie wirklich einsam sind.

Es gibt verschiedene Arten von Einsamkeit: Einsamkeit als Bedürfnis nach Ruhe und Sammlung — sie ist die des schöpferisch tätigen Menschen. Einsamkeit als seelisches Reise produkt tiefgründiger Welterforschung — sie ist die des grübelnden Philosophen. Einsamkeit als Weltflucht — sie ist meist das Ergebnis von Enttäuschungen an Leben und Menschen. Einsamkeit als Verlassenheit — sie ist die des haltslos und verloren dastehenden Weltfremblings.

Während nun die beiden letzten Arten nur negative Bedeutung haben, sind die beiden ersteren in höchstem Sinne positiv zu werten, denn sie sind jenen Menschen eigen, die nach einem ungeschriebenen Gesetz von jeher als höchststehend eingeschäht wurden.

Und in der Tat, sowohl der schöpferisch tätige Mensch als auch der forschende Weltweise sind in sich selbst so reich, daß sie der menschlichen Gesellschaft leicht entraten können. Sie bedürsen keiner "Unterhaltung" von außen, denn sie vermögen das Feuer ihres Geistes selber zu "unterhalten". Sie sind der Geselligkeit meist so abgeneigt, daß sie unwillkürlich verstummen, wenn die Unterhaltung der Gesellschaftsmenschen sie umbrandet.

Hierdurch erklärt sich auch die so häusig besobachtete Erscheinung, daß Menschen, die aus ihren Schriften, aus ihren Werken als geistzreich bekannt sind, im gesellschaftlichen Verkehr gewöhnlich langweilig und uninteressant wirzen, während jene, die das Feuerwerk eines lebzhaften Temperamentes versprühen, als "inzteressant" gelten. —

In dieser Tatsache liegt überhaupt der Un= terschied zwischen geselligem und einsamem Menschen begründet. Der einsame Mensch ist meist schöpferischer, der gesellige meist nachschaf= fender Natur. Und das ist ganz natürlich, denn Schöpfertum braucht Einsamkeit, Nachahmer= tum Geselligkeit. Der schöpferisch tätige Mensch benötigt Ungestörtheit, Abgeschlossenheit, Samm= lung, um den Keim seines Wesens, aber auch den Keim seiner Werke zur Reife zu bringen. Der nachschaffende Mensch hingegen braucht das breite Forum der Öffentlichkeit, den lauten Bei= fall der Menge, um seine Virtuosität entfalten zu können. Der schaffende Mensch ist gleichsam ein Diamant, der in stillem Feuer gesammelt alüht, der nachschaffende ein kunstvoll geschlif= fener Brillant, der seine Strahlenbündel nach allen Seiten versprüht. -

Es unterliegt keinem Zweifel, daß heute mehr denn je zuvor der Thpuß des geselligen Menschen überwiegt. Das ist jedoch durchaus nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß der Mensch nur ein Produkt seiner Zeit ist. Da wir nun offenkundig im "Zeitalter der Technik" leben, das heißt in einer Epoche, in der das Geistige vor dem Materiellen zurücktritt, so ist es eigentlich selbstverständlich, daß auch der Mensch in seiner ganzen Anlage mehr auf Welt- und Lebensausnützung eingestellt ist. Berücksichtigt man ferner, daß der heutige Mensch trotz aller technischen Erleichterungen im allgemeinen unter ungleich schwierigeren Bedingunsgen lebt als seine Vorfahren, dann wird man es weiter begreislich sinden, daß er auch in seinem Erholungsbedürfnis das Bestreben versfolgt, die ungeheure Anspannung seiner Kräfte so angenehm als möglich zu lösen. Darum die zwar allgemein beslagte, aber doch willig hingenommene Verslachung des geistigen und fünstelerischen Niveaus, die nur auf flüchtige Sinnensbesriedigung gerichtet ist. Daher die wahre Hochslut von "Zerstreuungen", die den Mensschen vom anstrengenden Denken besreit. Dasrum die Flucht vor der Einsamkeit in die Gesselligkeit.

Einsamkeit verlangt Stärke. Nur der Starke, in sich Gesammelte vermag die Einsamkeit zu ertragen. Unser raschlebiges, nervöses Geschlecht aber ist viel zu "zerstreut", um starksein zu können. Die Menschen der Gegenwart sind nicht fähig, sich zu "sammeln"; sie müssen sich "zerstreuen"; sie müssen sich "die Zeit vers

treiben" — die Zeit, die doch das kostbarste Gut des Lebens ist! —

Die Menschen von heute leben an ihrem Leben vorbei. Denn leben heißt nicht, die Zeit totschlagen oder vertreiben, sondern leben heißt: der Zeit Inhalt und Fülle geben. Die lebendigsten Stunden unseres Daseins sind die, in denen wir uns selbst gehören, und wir gehören uns selbst nur, wenn wir im Tempel der Einsamkeit uns unseres Seins tief innerlich bewußt werden.

Glücklich darum, wem die Natur die Liebe zur Sinsamkeit mitgegeben hat. Er hat viel voraus vor jenen, die den Lebensgenuß nur in der Zerstreuung zu finden vermeinen. Er hat tausend Welten in sich; er durchkostet sie doppelt, die Stunden seligen Glückes, weil er sie im Tempel der Einsamkeit in der Erinnerung wieder und wieder ins Lebenskünstler, denn er gestaltet selbst sein Dasein zu einem herrlichen Kunstwerk.

Der einzige Freund.

Stizze von Ernst Rurt Baer.

Sine bleischwere Dämmerung lag im reglosen Dunst der niederen Stube. Mutter Hölzel saß am Fenster. Der Frühlingsregen flatschte gegen die Butzenscheiben.

Man schrieb das Jahr 1799. Es war heuer eine schlimme Zeit in Mannheim. Das kalte Fieber ging wieder um. Krankheit und Not hatten die Hölzels arg mitgenommen. Der Papa war noch nicht richtig auf dem Posten, die Söhne verdienten nichts.

"Daß es so bös hat kommen können!" grübelte die Frau am Fenster. "Wir haben den Lebtag doch immer auf einen Spargroschen ge= sehen!" Ihr gutmütiges, von Sorgenfalten durchwühltes Antlitz blickte weh durch das arm= selige Rimmer. Sie dachte an vergangene, bes= sere Zeiten und an einen ihrer ehemaligen Mieter, der ihr — vielleicht — helfen könnte. Da= mals, anno 84, vor fünfzehn Jahren, war der freilich auch nur ein armer Theaterdichter ge= wesen. Von seinen Gläubigern arg bedrängt, hatten sie ihm mit zweihundert Gulden von ihren Ersparnissen geholfen, ohne Sicherheit, nur weil er ein guter und ehrlicher Mensch war. Das Geld konnte er ihnen bald wieder geben. Zwei= hundert Gulden! Jesses! Welch eine Summe!

Schwere, bedächtige Schritte klangen hinter der Tür, die gleich darauf geöffnet wurde. La= ter Hölzel trat ein. Mürrisch warf er den Dreisspitz auf den Tisch und zog der Nässe halber den braunen Rock aus. Dann holte er ein buntes Taschentuch hervor und wischte sich den Regen aus dem Gesicht. "'s borgt uns keiner mehr was, Hölzeln!" brummte er. "Die Zeiten sind überall schlecht, sagen sie!"

Die Frau am Fenster seufzte.

Vater Hölzel setzte sich auf die Osenbank und ließ den Graukopf hängen. "Der Krämer warf mir einen bösen Blick zu, von wegen der Schulsden, und der Apotheker hat gemahnt. 'S geht zu Ende mit uns."

Mutter Hölzel hob den müden Blick. "Dieweilen ich darüber simuliert habe," begann sie mit leiser Stimme, "so vermeinte ich, wir fragten einmal bei dem Schiller an."

"Denket Sie, daß der Herr Theatraldich= ter...?" zweifelte der Alte.

"Der ist itso ein hochgeehrter Herr Hofrat und Professor!"

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. "Die Shre allein machet net satt. Wir haben's ersahren, so er noch bei Dalberg Theatraldichter war; auch der Musikus Streicher, denk' ich, hat es uns plausibel gemacht. Bei aller Chr' war er ein gehehtes Hascherl; vom Iffland gar net erst zu reden. Weißt noch, Hölzeln, wie der uns